

(Nachdruck verboten.)

9)

Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

Johnston blieb mitten in dieser Rede stehen und lächelte ein wenig skeptisch: —

„Ich wußte wirklich nicht, daß solch ein Plan im Werden war, bis jetzt.“

Und der Polizeidirektor geht auch vielleicht weiter — schlägt möglicherweise im nächsten Jahre eine Laterne auf dem Sägeberg vor, — und dann etwa noch einen einsamen Stern auf dem Lybeholm! — höhnte der Direktor und griff nach dem Schlüsselbund in seiner Tasche.

Johnston schlenderte durch das Zimmer, den Daumen in dem Ärmelloch der Weste. Die Bewegung des Fußes zeugte von einer gewissen Aergernislichkeit: —

„Nun ja, je mehr Laternen, desto besser!“

„Du nimmst also diese beiden Talglücker seines Genies ruhig an?“ brummte der Direktor.

„Ach was, — die ganze städtische Beleuchtung und alles, was dazu gehört, soll einen Aufschwung nehmen!“

„Dann soll sich wenigstens der Polizeidirektor die Schwingen daran verbrennen!“ entgegnete der Direktor hart.

„Du, Bratt!“ — Johnston sah ruhig lächelnd zu ihm hinüber — „dies ist wohl, was man unter einer sachlichen Behandlung der Angelegenheit versteht?“

„Na ja!“ brauste der Direktor auf, — „Du hast es nun einmal mit Deiner himmlischen Gerechtigkeit heraus. — Aber Du kannst doch wohl einsehen, daß unser lieber Polizeidirektor ein Papst ist, — ein Machthaber, der einen Einfall durchsetzen will, nur weil er, er — der Magistrat — sich darauf verlassen hat. Dadurch ist er heilig geworden, verstehst Du, — darf nicht angetastet und angestoßen werden. — Ich, — Du und ich, — wir sollen ehrerbietig und fügsam billigen, beistimmen, und ihm diese beiden Laternen überliefern, auf die er zufällig verfallen ist! Er will, daß die ganze Stadt nach seiner Pfeife tanzen soll.“

„Hm, hm!“ murmelte Johnston, „diese Laternen tanzen mir nun schon im Kopf herum.“

Der Direktor richtete sich im Sofa auf:

„Danke, Fräulein Könneberg, keinen Thee mehr, — nein, nicht mehr. — Aber darin werden Sie mir doch wohl recht geben, daß der da kein Verständnis von diesen kommunalen Angelegenheiten hat? — Nein, Obtt weiß, nicht mehr als ein Talar bei einer Prügelei zu thun hat. — Zu delikats und privat, will ich Ihnen sagen. Oder was meinen Sie, Fräulein? — Sollen wir über den Stoc springen, sobald der Polizeidirektor „hopp, hopp“ sagt?“

„Ich?“ — sie zog sich ein wenig ängstlich hinter ihren Theetisch zurück, — „ich kam wirklich nicht mehr darin erblicken als die beiden Laternen. — Der Polizeidirektor hat diesen Vorschlag wohl in gutem Glauben gemacht!“ lachte sie mit einer gewissen gewinnenden Offenheit.

„Dumm, dumm, will ich Ihnen sagen — er hat stets einen Hintergedanken bei dergleichen! — Aber sagen Sie mir doch, finden Sie mit Ihrem gesunden Menschenverstande Sinn darin, daß die ganze Stadt um einer solchen Bagatelle willen auf den Kopf gestellt wird?“

„Ja, das ist es ja gerade, daß es eine Bagatelle ist!“ entfuhr es ihr unvorsichtigerweise. — „Aber mein Herr Direktor, Sie verwickeln mich da ja in einen ganzen Disput!“ unterbrach sie sich mit einem so natürlichen Schrecken, daß er ein Gefühl hatte, als jage er ein Huhn. Er zischte ungeduldig zwischen den Zähnen und ließ den Blick von dem einen zum andern hinüberschweifen.

„Du solltest doch sehen, sobald wie möglich aus dem Vorstand herauszukommen, Johnston,“ riet er ihm malitiös.

Da war etwas in der launigen Art und Weise, in der Johnston ein paarmal über seine Nägel zu ihm herüber sah, während er sie dicht unter den Augen examinierte, was plötzlich eine heiße Röte über das Antlitz des Direktors jagte. Er steckte plötzlich das Schlüsselbund in die Tasche und nahm ein Stück Cates, das er zerbrach und in der Hand behielt, während die Augen ärgerlich unsicher umherschweiften.

„Das sieht Abraham ähnlich, das Bild da von dem Urgroßvater,“ bemerkte er plötzlich, „dasselbe schmale Gesicht, und etwas Halsstarriges an dem großen Kinn. — Lassen Sie mich von den Ansichten ab, auf die sie sich einmal verbissen haben, diese Herren! — Auch bei Abraham fehlt es nicht an Natur, es kommt nur darauf an, den Zügel anzulegen. Du solltest ein wenig acht auf ihn geben, Johnston!“

Fräulein Könneberg schaute nervös ängstlich auf.

„Nun ja, die Jugend muß ja Freiheit und Lust haben; — aber es ist hier in der letzten Zeit ein Ton eingedrungen mit Bunneleien und Trintgelagen bis tief in die Nacht hinein, der mir durchaus nicht zusagt.“

„Ach, Abraham hat im Grunde keinen Sinn für dergleichen,“ meinte Johnston gleichgültig.

„S—m! Sei nur nicht zu sicher! Ich habe meine zuverlässigen Nachrichten und kann Dir sagen, daß er weder der letzte noch der schlechteste ist, wo es sich darum handelt, diese nächtlichen Belustigungen auszuführen.“

Johnston blieb mit einem gewissen ungläubigen Stutzen stehen.

„Es ist nicht länger her als vorige Nacht, ja, mein Klaus war auch mit dabei, sie lärmten und schrien in den Straßen, trommelten Blätter aus dem Bett heraus und all dergleichen. — Eine der Glanznummern des Abends bestand darin, die Dirne in Mutter Höbys Schenkstube zu porträtieren. — Die Herren treiben sich des Abends umher und porträtieren, will ich Dir sagen. — Alles künstlerischer Eifer. Ja, mein Sohn hat mir das Ganze berichtet und mich in alle Details eingeweiht.“

Johnston stand sprachlos da und hörte zu.

„Mein Sohn hat mir nichts davon erzählt,“ wandte er sich dann tonlos an Fräulein Könneberg.

Der Direktor sah ihn an. Er fühlte, daß er hier gleichsam gegen seines Porzellan gestoßen hatte. Er sah ganz unglücklich aus.

„Du, Johnston,“ lachte er und sah ihn lebenswürdig an, „Du verlangst am Ende, daß Dein Sohn es Dir vorher mitteilen soll, wenn er Dir einen Streich spielen will? — Ich sagte,“ nickte er Fräulein Könneberg gemächlich zu, während er seinen Ueberrock knöpfte und sich zum Gehen anschickte, sie kam ihm ein wenig still und verbissen vor, — „der da muß aus dem Vorstand heraus und zwar so bald wie möglich, er ist nicht für das Wühlen im Kot gemacht!“

Fräulein Könnebergs Nase war noch länger über den zusammengesunkenen Mund herabgesunken. Sie sah hastig spähend zu Johnston auf, als er wieder hereinkam, nachdem er den Direktor hinausbegleitet hatte.

Er blieb stehen, die Hände auf dem Rücken, und schaute zum Fenster hinaus, hin und wieder tief aufatmend, es klang wie ein mizmutiger Seufzer.

„Hast Du eine Ahnung davon, Sophie, mit was für Kameraden Abraham sich herumtreibt?“ begann er endlich.

„Er bedarf wohl der Zerstreuung, er ist ja so wenig an diese Regelmäßigkeit auf dem Comptoir gewöhnt,“ meinte sie.

„Ach, was, Comptoir! Er sitzt da und macht Federzeichnungen durchs Fenster von der Brücke und dem Hafen. Nein mit dem Zungen geht etwas vor; er gleitet mir in der letzten Zeit vollständig aus den Fingern“, kam es in leisem, gedrücktem Ton heraus, während er langsam durch das Zimmer schlenderte; seine schmalshulterige Gestalt hatte in diesem Augenblick etwas Zusammengesunkenes.

Fräulein Könneberg sah ihn ängstlich an. „Er ist ja ein so sonderbares Gemüt, so ganz erfüllt von seinen eignen Interessen,“ begann sie.

Er blieb vor dem Holzkasten stehen, als wolle er sich einen Zahnstocher schneiden.

„Du, Sophie!“ rief er aus; — „er war nicht älter als zehn Jahre, als er mich eines Tages fragte, weshalb ich eigentlich so hinter ihm her gehe? — Ich fühlte, daß ich mich förmlich unter dem Einfluß eines Magnets befand, — und ich begriff, daß ich mich beherrschen müsse, — daß der Junge es wie einen Druck empfand. — Der Altersunterschied bringt stets einen Druck hervor, und deswegen kam ich auf den Einfall, ihn ruhig seinen eignen Weg gehen zu lassen, — er sollte seinen Vater aufsuchen, wenn er das Bedürfnis hatte. — Ja, ich habe mich ängstlich davor

gehütet, ihn den mindesten Druck fühlen zu lassen, die geringste Fessel für seine Freiheit ihn merken zu lassen, daß ich ihm stillen über ihn wachte und ihn beobachtete. — —
 Ich fand, das sei ein Unrecht gegen ihn, ich war so besorgt, daß seine empfindliche Natur zu viel Enttäuschungen im Leben erfahren möge. — — Und noch jetzt, — bin ich nicht so vorsichtig, als wollte ich einen Vogel gewöhnen, sich mir auf die Schulter zu setzen? —
 Stöße ich je seine Ansichten zurück oder belästige ich ihn durch feierliche Moralpredigten? — Gibt es einen Vater, der seinen Sohn aus der Entfernung, ohne festen Fuß zu fassen, geliebt hat, so —

Und dabei denkt er nur daran, wie er von hier fort-kommen kann!

„Es ist vielleicht nicht so ganz leicht, hier so in diesen engen Krämergassen eingeklemmt zu gehen, wenn man wie er in der freien Natur aufgewachsen ist!“ entgegnete Fräulein Köhneberg seufzend.

„Ach, sag' es doch grade heraus! Du meinst, daß es dies Talent ist, das ich in ihm unterdrücke und ersticke! Das lastet wie ein Alpdruck Tag und Nacht auf mir! — — Talent! Wer hat nicht irgend eine Andeutung von Talent nach dieser oder jener Richtung hin? Aber deswegen alle seine Aussichten fürs Leben zu zerreißen!“

Er blieb sinnend stehen und starrte auf die Holzlöße hinab.

„Sag' mir doch, Sophie,“ kam es plötzlich hilflos heraus, „glaubst Du wirklich, daß er unglücklich wird, wenn ich ihn hier bei mir zu Hause behalte?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Freunde.

Von S. Olegowitsch

„Du strahlst ja so, als wenn Dir wer weiß was passiert wäre!“ lachte Alexejew, Sorin am Arm fassend, der eiligst vorüberging, ohne den Freund zu bemerken. „Was ist denn los? Erzähle mal!“ fuhr er scherzend fort und führte Sorin auf die Seite.

„Ich habe eine Stunde bekommen, Bruderherz! Eine Stunde, sage ich Dir . . .! Jetzt, Bruder, brauche ich nicht mehr ohne Mittag zu sitzen! Das ist nun vorbei!“

Sorin lächelte breit und bemerkte in seiner Freude gar nicht, daß der seine Keger, ihm trotz des in die Höhe geschlagenen Paletot-tragens den Nacken hinabrießelte und in dünnen Strahlen vom Nüßens-fähirm über das Gesicht flog.

„Na, das ist schön!“ lachte Alexejew. „Du Glücklicher! Und ich laufe und laufe — aber keine Möglichkeit, Stunden zu bekommen, und wenn ich mich gleich auf den Kopf stelle!“

„Wozu brauchst Du denn Stunden? Du bist doch so gestellt, daß . . .? Was zum Teufel brauchst Du Stunden?“

„Nicht für mich, Täubchen! Nicht für mich! Ich brauche sie wirklich nicht. Aber warte . . . wohin willst Du?“ unterbrach Alexejew sich plötzlich selbst. „Hier weiter? Na dann adieu! Ich muß hier hinein . . . will bei Bekannten nachfragen, ob sie nicht etwas wissen, sie versprochen mir . . .“

Er reichte Sorin die Hand und verschwand in einer Hausthür. Sorin schlurte in seinen schiefgetretenen Galoschen über das nasse Trottoir, gedankenlos in die Regenspflügen tretend, deren Wasser in großen Tropfen aufspritzte. Aber sein Gesicht strahlte nicht mehr wie vorher. Die erste freundige Erregung war vorbei, und auch das Wetter war nicht gerade dazu angethan, heitere Empfindungen zu erwecken. Ein feiner, aufdringlicher, melancholischer Regen sprühte vom Himmel herab. Auf dem Fahedamm und auf dem Trottoir bildete sich bald eine zähe Schmutzschicht, und sobald eine Droschke vorbeifuhr, wurden die Passanten mit diesem zähen Schmutz überschüttet.

So also ist das Leben!“ seufzte Sorin für sich, ohne selbst zu wissen, worauf sich der Seufzer bezog — auf diesen regnerischen Tag oder auf seine eignen Gedanken. Seufzte und schalt sich sofort einen Narren.

Aber als er nach einem Weg von fast einer Stunde schließlich seine Wohnung in einer der entlegensten Straßen der Stadt erreicht hatte, war die frühere gute Laune wiedergekehrt. Als er den nur zur Nacht verschlossenen Korridor betrat, auf welchen sich die Thüren der Studentenzimmer öffneten, deren Kleinstes er selbst inne hatte, stellte sich Sorin vor, welche angenehme Ueberraschung er durch die Nachricht von der Stunde seiner Quartierwirtin bereiten würde, die seit fast zwei Monaten keine Kopeke mehr von ihm erhalten hatte, — und wieder erschien auf seinem Gesicht das breite, gutmütige Lächeln.

Er warf die Korridorthür abschließend laut hinter sich ins Schloß und hantierte lange vor seiner Stubze mit dem Schlüssel, da er wußte, daß die Wirtin bei jedem Geräusch aus ihrem Zimmer zu kommen und sich zu vergewissern pflegte, ob sich nicht irgend ein „Fremder“ in ihr Reich eingeschlichen hätte; ein „Fremder“, d. h. kein Student — denn Studenten, ganz gleich ob bekannte oder unbekannte, rechnete sie nicht als „Fremde“.

Aber dieses Mal blieb alles still, und Sorin konnte die Wirtin nicht, wie er es beabsichtigt hatte, überraschen. Ermüdet vom Weg, setzte er sich an den Tisch, um zu arbeiten. Aber er fand keine Ruhe. Er hätte seine Freude gar zu gern irgend jemand mitgeteilt. Er stand auf und begann lustig pfeifend im Zimmer hin und her-zugehen.

Unterdessen wurde es Abend. Im Zimmer war es schon ganz dunkel.

„Ach, Sie sind zu Hause?“ hörte Sorin plötzlich die Stimme der Wirtin, welche die Thür ein wenig öffnete und den Kopf in die Stube steckte. „Ich habe Sie gar nicht kommen gehört. Haben Sie keinen Brief von Hause bekommen?“

Die Wirtin stellte regelmäßig die nämliche Frage, bevor sie um Geld bat: es war ihr peinlich, mit ihren Mietern von Geld zu reden, da sie deren finanzielle Verhältnisse sehr genau kannte — sie fragte daher stets nach dem „Brief von Hause“, bevor sie auf dieses heikle Thema kam.

Sorin lächelte innerlich über die diplomatische Schlaueheit der Wirtin.

„Nein, ich habe nichts bekommen. Warum?“ fragte er neu-gierig, als wenn er nicht wüßte, was die Frage der ehrenwerten Anna Pawlowna zu bedeuten hätte.

„Ja, sehen Sie, ich dachte . . . vielleicht haben Sie Geld be-kommen — dann geben Sie mir vielleicht auch etwas. Ich brauche . . .“

„Nein, ich habe nichts bekommen“, seufzte Sorin traurig, ent-schlossen, seine Wirtin noch etwas zu quälen. „Keine Kopeke, Anna Pawlowna!“

„Und ich dachte . . . Sie wissen ja selbst, ich brauche . . .“

„Und ich, Anna Pawlowna, ich brauche auch. . .“

„Also nicht?“ Die Wirtin seufzte.

„Nein, Anna Pawlowna!“ . . . seufzte auch Sorin.

Anna Pawlowna wiegte nachdenklich den Kopf.

„Na, was ist denn da zu machen? Wenn nicht, dann nicht.“

Dann muß ich eben sehen, wie ich fertig werde. . . Aber was werden Sie machen?“

„Ach, ich werde schon irgendwie . . . Und nach einem Monat bekomme ich ja für die Stunde . . . vielleicht bezahlt man mir auch im voraus,“ sagte Sorin in gesuchtem gleichgültigem Ton.

„Für die Stunde?“ Anna Pawlownas Gesicht begann zu strahlen. „Also haben Sie eine Stunde bekommen? Warum er-zählen Sie das nicht? . . . Eine gute Stunde?“

„25 Rubel, Anna Pawlowna! Verstehen Sie? Fünf-und-zwanzig! Ein ganzes Kapital!“ rief Sorin vergnügt, indem er den gesuchten gleichgültigen Ton aufgab.

„Na, Gott sei Dank! Gott sei Dank! Ich habe mir immer den Kopf zerbrochen: wovon wird der Kermse leben? . . . Na, und dann werden Sie mir auch die kleine Schuld . . . Nicht auf einmal! Nicht auf einmal!“ winkte sie mit der Hand, als wenn sie selbst über ihre Worte erschau. „Nicht auf einmal, aber so nach und nach.“

„Selbstverständlich, Anna Pawlowna!“ lachte Sorin. „Ihnen gebe ich selbstverständlich zu allererst ab!“

„Na, Gott sei Dank! Gott sei Dank! . . . Und ich habe mir immer den Kopf zerbrochen: wovon wird der Kermse leben?“ freute sich Anna Pawlowna und fragte plötzlich den Ton ändernd mit geschäftiger Miene: „Wollen Sie den Samowar haben? Es ist ja schon Abend!“

„Schleifen Sie ihn heran, Anna Pawlowna!“ lachte Sorin froh, verbesserte sich aber im nämlichen Augenblick: „Aber nein! Wissen Sie, ich werde lieber ausgehen!“

„Das ist recht! Gehen Sie aus!“ pflichtete Anna Pawlowna bei. „Wie lange sind Sie schon nicht aus dem Hause gewesen! . . . Ich habe mir immer gedacht, daß es ihm gar nicht langweilig wird, so allein in seinen vier Wänden zu sitzen?“

„Mir war nicht nach Ausgehen zu Mute, Anna Pawlowna!“

„Das läßt sich denken! Ich verstehe, wenn man Sorgen hat, ist einem nicht nach Ausgehen zu Mute . . .“

Zwei Minuten später verließ Sorin das Haus.

Wohin soll ich gehen? überlegte er, an der Hausthür stehen-bleibend. Zu Gregorjew? Oder . . . zu Tolarew's? . . . Er lächelte froh, und sein Herz begann schneller zu schlagen. Olga Konstantinowna ist jetzt gewiß zu Hause . . . erivog er, auf die Straße tretend.

Nach einer halben Stunde saß Sorin in dem mittelgroßen Zimmer mit der alten Frau Tolarew und ihrer jungen Tochter Olga Konstantinowna beim Thee. Er war heiter gestimmt, lustig und witzig.

Olga Konstantinowna lachte über jede Kleinigkeit, ihre kurz-geschnittenen Haare schüttelnd, und die alte Frau Tolarew lächelte liebevoll, weniger über die Witze Sorins als über die Freude ihres Lieblings.

„So munter haben wir Sie schon lange nicht gesehen!“ sagte die alte Dame. Sorin ein neues Glas Thee reichend.

„Ja, das ist heute aber auch ein besonders ereignisreicher Tag für mich: ich habe eine Stunde bekommen!“ antwortete Sorin.

„Aha! Darum sehen Sie auch gerade wie ein Geburtstagskind aus!“ lachte Olga Konstantinowna.

„Versteht sich!“ bekräftigte Sorin. „Sehen Sie, ich bekomme von Hause nichts — der Vater hat ja auch ohne mich noch die ganze

Familie auf dem Halse. . . . Wie sollte ich mich da nicht über die Stunde freuen?"

Draußen ertönte die Korridor-glocke. Olga Konstantinowna lief hinaus, und gleich darauf hörte Sorin, wie sie, vergnügt lachend, jemand nach dem Speisezimmer zog.

Es war Alexejew.

"Bin ich aber müde!" sagte er, die Anwesenden begrüßend und sich an den Tisch setzend. "Durch die halbe Stadt bin ich heute gelaufen."

"Was haben Sie denn zu thun? Wohl wieder irgend eine Kollette?" erkundigte sich die alte Frau Lokarew.

"Nein, keine Kollette. Ich suche Stunden für einen Freund." . . .

"Ach richtig!" fiel Sorin ein. "Ich wollte Dich schon heute früh danach fragen, als wir uns trafen. Für wen bemüht Du Dich denn so?"

"Für einen Landsmann. Vor zwei Jahren mußte er aus Mangel an Mitteln seine Studien unterbrechen und nach der Provinz gehen. Jetzt ist er wieder hier auf der Universität. Uebrigens Du mußt ihn ja kennen: es ist Petrowski. Erinnerst Du Dich?"

"Wie sollte ich mich nicht erinnern! Er ist ja einer meiner besten Freunde gewesen!"

"Also für den suche ich Stunden," erklärte Alexejew.

"Und Sie haben noch nichts gefunden?" fragte teilnehmend die alte Frau Lokarew.

"Nein, noch nichts. Habe mich müde und matt gelaufen — alles umsonst!"

Alexejew winkte mit der Hand und machte ein finsternes Gesicht.

"Es ist rein zum Verrücktwerden!" begann er wieder, den Thee schlürfend, welchen ihm Olga Konstantinowna reichete. "Kommt solch ein Mensch nach einer ganzen Reihe von Widerwärtigkeiten hierher auf die Universität, und was wartet hier seiner? Wieder Elend: keine Stunden, kein Brot, nichts, gar nichts! In der Provinz hat er geheiratet. . . . hat jetzt Frau und Kind auf dem Halse. . . . Dabei absolut keine Mittel. . . . Wir wollten unter uns etwas zusammenbringen — er nimmt nichts. Immer noch der alte Stolz, obwohl er schon genug hat darben müssen."

Je länger Alexejew sprach, um so mehr verlor Sorin seine gute Laune. Auch Olga Konstantinowna wurde still, und die alte Frau Lokarew wiegte traurig den Kopf, während sie mit ihren guten Augen den Sprechenden anblidete.

Sorin und Alexejew gingen zusammen nach Hause.

An der Ecke, wo ihre Wege auseinandergingen, verabschiedete sich Sorin von Alexejew. Aber er hatte noch keine zwanzig Schritte gethan, als er plötzlich umkehrte und dem Freund nachsah.

"Was willst Du?" wunderte sich Alexejew.

"Hör' mal!" begann Sorin in entschiedenem Ton. "Ich habe heute eine Stunde für 25 Rubel bekommen. Petrowski hat das Geld nötiger als ich. Sage ihm. . . . sage ihm, er möchte morgen dorthin gehen. . . ."

Und Sorin nannte die Adresse.

"Aber erlaube mal!" protestierte Alexejew. "Du hast's doch auch nötig. . . . Wovon willst Du denn. . . .?"

"Ach, ich. . . ."

Sorin winkte mit der Hand, machte rasch Kehrt und stapfte nach Hause, sein Gesicht vor dem feinen Regen im aufgeschlagenen Paletottragen verbergend. —

Kleines feuilleton.

ng. Im Lokal. Vorn, in der Nähe der Sommerbühne, wo die alten, prächtigen Kastanien einen erquickenden Schatten warfen, lagen bunte Decken auf den Tischen des Restaurationsgartens. Der vornehme Eindruck dieses Teils wurde noch erhöht, durch einen wenig umfangreichen Rasenplatz, in dessen Mitte ein kleiner Wasserfall über künstlich zusammengeschichtete Feldsteine herunterplätscherte.

Weiter hinten, den Kaffeetischen und Remisen zu, lag der jüngere, etwas vernachlässigte Teil des Lokals. Hier waren die Tische und die neben ihnen entlanglaufenden Bänke aus Brettern gezimmert, die auf eingegrabenen Pfählen ruhten. Die jungen Bäume mit ihren dünnen, dürftigen Kronen gewährten nur einen sehr fragwürdigen Schutz gegen die glühend herabfallenden Strahlen der Mittagssonne.

Ganz in der Nähe des Wasserfalls, im dichtesten Schatten, hatte sich eine größere Gesellschaft an mehreren zusammengedrängten Tischen niedergelassen: wohl-situierte Leute, die soeben mit großem Interesse die Speisefarte durchstudierten.

"Also — Ober!" Der Senior der Gesellschaft, ein großer Herr mit riesigem Schnauzbart und weißer Weste, winkte dem Kellner, welcher sofort mit einer sehr ehrerbietigen Verbeugung herantrat. "Dreimal Frisasse, zweimal Filet, zwölfmal jungen Gänsebraten. Zu jeder Portion Salat. Aber etwas dalli! Wir habenurchbaren Appetit."

"Sehr wohl." Der Kellner notierte und lief eiligst zur Küche. —

"Hier — her!" Sechs Stimmen brüllens mit gewaltiger Kraftanstrengung und sechs Stöße klatschen im Takt dazu auf einen Tisch.

"Hier — her! Wieder das Klatschen. Und noch einmal: "Hier — her!" Und aus sechs Mäulern schallt's unisono: "Hier her, Hier her, oder ich fall' um!"

"Aber, meine Herren!" Der Wirt kommt leuchtend aus einer fernen Ecke des Gartens angepörscht. "Das geht denn doch nicht! Sie schlagen mir ja das Tisch-tuch entzwei!"

Ein Student ist auf seinen Stuhl gestiegen und taktiert: "Soll das Bier im Keller liegen —"

"Ich ersuche Sie, meine Herren —!"

"Und ich hier die Kränke kriegen —"

Katlos steht der Wirt. Die Augen schweiften wie um Entschuldigung bittend hinüber nach dem andren Tisch.

"Bier her, Bier her, oder ich fall' um!" Klatsch, Klatsch, Klatsch, ein Stoc fliegt in Stücken davon.

"Meine Herren! Das dulde ich nicht!"

"Aber lassen Sie doch die jungen Leute." Lachend ist der große Herr mit der weißen Weste herangetreten. "Jugend will austoben."

Der Wirt brummt etwas: "Na, wenn es Sie nicht geniert?"

"Aber nicht im geringsten. Es macht mir Spaß. Als ich in den Jahren war, habe ich noch ganz andre Dinge vollführt." Und zu den Studenten, als der Wirt abgegangen: "Lassen Sie sich von dem alten Philister nicht stören."

"Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern ist des Müllers Lust. . . ." Singend marschieren neue Gäste herein. Voran ein graubärtiger Alter, ein lustig kreischendes Entelchen auf dem Rücken.

"Hall!" Die Gesellschaft steht am Eingang. "Wo setzen wir uns hin?" Ein Teil will zu den Bänken.

"Wir werden uns doch nicht in die Sonne hängen," sagt der Alte. Und ein Jüngerer: "Warum soll'n wir uns denn nicht auch mal an jedecke Tische setzen? Manu! Vorwärts, los!" "Das muß ein schlechter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein. . . ."

Im Takt geht's bis zum Wasserfall. Hier läßt man sich nieder.

Der große Schnauzbärtige hat gleich eine mißmütige Miene aufgesetzt. Eine neben ihm sitzende Dame mustert die Angekommenen durch das Lognon. Geringschätzig lächelnd läßt's sie sinken: "Daß diese Leute mit ihren vielen Böhren einen Ausflug machen!"

"Das Kinderfräulein wird wohl Ausgehtag haben." Der Große sagt's und die andren belachen den Wis.

Der Kellner kommt mit einem Arm voll Tellern: "Filet, bitte. Gänsebraten, bitte. Frisasse, bitte. . . ." und so fort.

"Drei große Weizen!" schallt's vom andren Tisch.

Der Kellner, von oben herab über die Schulter sprechend: "Weißbier wird nur dort hinten geschänkt. Dort — hinten!"

Er weist mit der Nase zu den Bänken hinüber.

Unwilliges Murmeln am Nebentisch und Beratung. "Also denn: acht Vayrische."

Der Kellner geht und kommt wiederholt mit Speisen, von den dürftigen Wäden verfolgt. Endlich bringt er das Bier.

Der alte Graubart ist riesig vergnügt. Er schäkert mit den Kindern, läßt sie auf seinen Knien reiten und singt ihnen etwas vor. Plötzlich nimmt er ein Glas in die Hand, schwingt es wie begrüßend seinen Tischgenossen zu und stimmt an: "Es war einmal ein Schneidergesell, juwvallera, der hatte Schulden mehr wie Geld, juwvallera." Alle fallen in den Refrain ein, während Mutter lachend den Stober auspackt.

"Anerhört!" Inurrt der Weißwestige, der an einem Gänseknochen Inabbert. Plötzlich dreht er sich wütend um: "Wir sind hier doch nicht in der Destille!" Und zum Wirt, der gerade vorbeizgeht: "Das hören Sie wohl nicht?"

Der Angeredete macht eine Geste der Verzweiflung und tritt zu dem andren Tisch: "Die Herrschaften beschweren sich über Ihren Gefang." Und als er die Stullen erblickt: "Dazu lege ich meine Tischdecken nicht auf."

Der Schnauzbärtige, die Serviette um den Hals geknotet, ist aufgestanden und schreit: "Scheren Sie sich in die Proletenede!"

Der Graubart hat sich aufgerichtet und sieht bald den Wirt, bald den Weißwestigen mit großen, ruhigen Augen an. Er hat eine derbe Antwort auf der Zunge. Aber er bezwingt sich, macht eine Bewegung mit der Hand, als scheuche er eine Fliege fort, und stülpt den Strohhut auf: "Sol — Na, Kinder, denn kommt man. Ich will mir den schönen Tag nicht verderben!"

Von mehreren Tischen meldet sich laute Entrüstung. Viele schicken sich zum Fortgehen an.

Der Wirt hüpf von einem zum andren: "Aber so war das doch nicht gemeint. Ich bitte Sie, meine Herrschaften, laufen Sie mir nicht fort! Sie sind mir ja alle liebe und werte Gäste!"

Es niht nichts. Man geht. "Oh man rausgeschmissen wird!"

Wütend tritt der Wirt zu dem Schnauzbärtigen: "Das hab' ich nu davon!"

Der lacht: "Lassen Sie doch die gekränkten Proleten laufen. Die verzehren alle zusammen nicht halb so viel wie wir. — Ober! Hier kommen noch sechs Zeltinger her!"

Schweratmend mustert der Wirt seinen einsamen Garten. —

k. Ein Triumph der Obstzucht ist die Erdbeerenkultur, die jetzt besonders in England in Blüte steht. Es giebt über 200 verschiedene Arten Erdbeeren, die alle aus der gewöhnlichen wilden Pflanze aus dem Walde entwickelt worden sind. Mit Tausenden hat man außerdem Versuche gemacht, die aber keinen Erfolg hatten. Auf den großen Versuchsfeldern für Erdbeeren in Bedford hat man häufig gleichzeitig 10 000 Kreuzweis befruchtete Erdbeeren-sämlinge. Wahrscheinlich werden aus dieser Menge nicht mehr als ein oder zwei endgültig gewählt, die als verbesserte Arten auf den Markt gebracht

zu werden verdienen. In dem Erdbeeren-Zuchtbuch wird die Abstammung jeder neuen Art, mit der man Versuche anstellt, sorgfältig eingetragen. Man hat Erdbeeren schon so weit entwickelt, daß einige Arten Früchte im Gewicht von je 1/2 Pfund tragen. Eine einzelne Erdbeerpflanze bringt im nächsten Jahr 50 andere hervor, und diese 50 im zweiten Jahr auch je 50, so daß man im Laufe von drei Jahren 125 000 Pflanzen aus einer einzigen ziehen kann. Wenn die Pflanzen ihre volle Tragfähigkeit haben, d. h. im zweiten und dritten Jahr, gewähren sie 2 1/2 bis 3 Tons per Acre. Nach dem dritten Jahr nimmt sowohl die Größe der Früchte wie die Ertragsfähigkeit ab, und nach dem Ende des vierten Jahres werden die Pflanzen gewöhnlich umgepflanzt. Die ersten, im Freien gezogenen Erdbeeren, die auf den englischen Markt kommen, stammen aus dem Cheddar-Thal und aus Cornwall, dann folgen Früchte aus Southampton, Gresham, Kent usw. Die größten Erdbeerfarmen, die einer einzigen Firma gehören, liegen in Kent, sie sind 600 bis 700 Acres groß. Die ersten Sendungen bringen 1,50 bis 2 Mark das Pfund engros. Am 8. Juni wurden jedoch fast 200 Tons französische Erdbeeren in Plymouth gelandet und an die verschiedenen Märkte verschickt, deren Durchschnittspreis indessen nur 25 Pf. das Pfund betrug. Dieser große Preisunterschied kommt daher, daß die Franzosen noch kleine und „veraltete“ Arten züchten. Obgleich Erdbeeren in Töpfen bisher hauptsächlich gezüchtet wurden, um auch außer der Zeit Ernten zu haben, werden sie jetzt auch für die neuerdings fashionablen „Erdbeergesellschaften“ verlangt. Dabei werden die schwer mit Früchten beladenen Pflanzen, deren Köpfe in Hüllen stecken, vor jeden Gast gestellt, der dann die Früchte selbst pflückt und isst. Jedemfalls haben die Gäste einer solchen Erdbeergesellschaft die Befriedigung, zu wissen, daß sie ganz frische Früchte essen. Merkwürdig ist auch die Art, Erdbeeren in Tonnen zu ziehen. Die ganze Tonne wird mit einer Anzahl Löcher von etwa drei Zoll Durchmesser versehen und mit passender Erde gefüllt. Die Erdbeerpflanzen werden dann in die Löcher getrieben und oben in der gewöhnlichen Art eingepflanzt. Eine gewöhnliche Tonne wird etwa 18 bis 20 Pflanzen fassen; dazu kommen oben weitere sechs, so daß eine große Raumerparnis erzielt wird. Abgesehen davon aber sind Erdbeertonnen eine hübsche Zierde für den Garten, und die Früchte reifen zehn bis vierzehn Tagen vor den anderen, die in gewöhnlichen Beeten in demselben Garten stehen. Ein Erdbeerenliebhaber kann, wenn er will, das ganze Jahr Erdbeeren haben, und zwar mit Hilfe der neuen „immerwährenden“ Arten. Diese hat man in Bedford durch Kreuzungen der wilden Walderdbeere mit den besten neuen Arten erhalten; sie tragen vom Juni bis zum November Früchte. Für den übrigen Teil des Jahres tragen die in Gewächshäusern in Töpfen gezogenen Früchte Sorge. In den Gegenden, wo man Erdbeeren züchtet, ist das Pflücken der Früchte eine Hauptindustrie. In einigen Orten wird es „stüdmweis“ bezahlt, d. h. zwei bis vier Pence (16—32 Pf.) für einen Ped (8 bis 9 Liter), während an anderen Orten regelmäßige Löhne von 1 bis 2 Mark täglich verdient werden, und zwar hauptsächlich von Frauen und Mädchen. Eine einzige Pflanze einer guten Art giebt, wenn sie gut gezüchtet worden ist, ein bis zwei Pfund Früchte. Eine merkwürdige, aus Japan gekommene Frucht ist die „Erdbeer-Himbeere“; die neue Beere hat die Form und Größe einer Erdbeere mit den großen „Samen“ der Himbeere. —

Völkerkunde.

— Einen interessanten Bericht aus Kamerun veröffentlichten die „Mitt. von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“ aus der Feder des Stabsarztes Hensemann. Er begleitete eine Expedition der Schutztruppe für Kamerun, die am 20. Januar 1901 Duala verließ und über Kaibi, Lolodorf, Yaunde, Ngilla, Ngütte nach Zabassi und zurück nach Duala marschierte, durchzog also vom Wbara an bis dicht vor Zabassi noch gänzlich unbefamtes Gebiet. Besonders über die verschiedenen Stämme der N d i k i b u waren seine Forschungen von großem Erfolg begleitet. Die Häuser, die sich zu Dörfern zusammenschließen, sind in ihrer Bauart charakteristisch. Sie sind rechteckig mit spitzem Dach. Die Größe wechselt nach dem Reichtum und der Zahl der Familienmitglieder des Besitzers und enthält dementsprechend ein bis drei Räume; meistens sind es zwei. Der erste Raum enthält die Feuerstelle, der zweite dient zum Schlafen und der etwaige dritte Raum, der immer kleiner als die anderen ist, als Vorrats- oder Kumpellammer. In das Haus führt nur eine Thür in den ersten Raum; Fenster sind nicht vorhanden, nur bei den Eling fanden sich hier und da ein bis zwei etwa 10 bis 15 Kubikzentimeter große Fensterlöcher in der Wand. Ebenso sind alle Einrichtungsgegenstände wunderhübsch aus Holz geschnitten und verziert; Trinkbecher, Eßschalen, Löffel usw. sogar dem feinsten Geschmack entsprechend. Von den Inditibu an nach Westen fanden sich auch rohe Malereien auf den Außenwänden der Häuser, sowie den Brettern der Thüreinfassung, sehr häufig nur einfach, etwa 2 Centimeter große weiße oder abwechselnd schwarze Punkte in zwei oder drei Reihen um die Thüroffnung herum, oder auch die mittlere Reihe rot. Am oberen Breit der Thüreinfassung waren meist abwechselnd schwarze und weiße Punkte oder Striche gemalt. Die Herstellung des Feuers geschieht mit Feuerstein und Eisen und trodenen Blättern. Alle Speisen werden gekocht, und die Mahlzeiten früh, mittags und abends eingenommen. Männer und Weiber, Freie und Sklaven essen gemeinsam. Es werden gegessen: Schafe, Ziegen, Hunde, Hühner, Wild; auch wird das Blut der Tiere, jedoch nur gekocht, gegessen. Weinale alles wird mit Palmöl zubereitet und

viel mit dem feinsten roten Pfeffer gewürzt. Nur die Weiber essen keine Hühner und keine Eier. Es besteht auch noch Menschenfresserei, doch sollen nur gefangene und ver wundete Feinde, die sich nicht zu Sklaven eignen, im Dorf getötet, gekocht und gegessen werden. Die Leichen der Gefallenen soll man aber nicht essen. Alle Speisen und Getränke, auch Früchte usw. für einen Fremden werden von dem Bringer vorgekostet oder angeleckt, zum Zeichen daß kein Gift daran ist. Als Schmuck werden von den Weibern Armbänder und Fußringe aus Messing getragen. Diese sollen von den Männern bevorzugten Frauen gegeben, ihnen jedoch auch wieder abgenommen und einer anderen verliehen werden. So erzählte ein Weib des Hauptlings Sömmo, daß sie früher auch solche Ringe getragen habe; als sie Sömmo aber auf einer ehelichen Untreue ertrappt, habe er sie ihr wieder abgenommen; sonst sei ihr nichts passiert. Das Tätowieren ist außerordentlich verbreitet. Handel wird eigentlich nur betrieben mit Gewehren, Pulver und Sklaven; erst in zweiter Linie kommen Haumesser, Salz, Rum, Stoffe, Perlen, Eisenbein, Palmöl und Palmkerne, sowie selbstgefertigte Eisensachen, Tonköpfe usw. Die Geldeinheit ist immer ein Gewehr oder Pulver, letzteres faß- oder labungsweise, oder ein Sklave. So kostet ein junges hübsches Weib nur 1 Gewehr und 1 Faß Pulver; ist sie weniger jung und hübsch nur 1 Gewehr. Desgleichen ein Sklave. 20 Salzhitte kosten ein Gewehr, einen Sklaven usw. Der Handel geht immer nur von Stamm zu Stamm und es wird auf das schärfste aufgepaßt, daß kein fremder Händler durchpassiert. —

Humoristisches.

— Ein kritischer Moment. Fräulein, Fräulein, ich hab' einen Floh!

„Sei brav und geduldig, Willy, bis wir nach Hause kommen — hier kannst Du nichts dagegen machen!“

„Ach, Fräulein! Jetzt sitzt er fast oben am Hemdkragen!“

„Na dann ist's ja gut — da wird er bald oben 'raus sein!“

„Wenn er nun aber umkehrt?“ —

— Summarisch. A.: „Wie weit sind Sie denn auf Ihrer Hochzeitsreise per Automobil gekommen?“

B.: „Leider nur bis Verona. Dort ist uns die Liebe, die Mitgift und das Benzin ausgegangen!“ —

— Ländlich. „Hiesl, der Gemeindefschreiber ist da; den mußt D' gleich rasieren — ich hab' jetzt den Bürgermeister in Arbeit!“

„Kann nicht — ich muß den Eichelbauer rasier'n!“

„Ach was, fahr' dem mit dem Rasierpinzel ins Maul — bis er ausgespuht hat, bin ich auch mit dem Bürgermeister fertig!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Wiener Wochenschrift „Das Wissen für Alle“ geht mit dem 1. Juli dieses Jahres in das Verlagseigentum der Wiener Buchhandlung Moritz Perles über. —

— Ein Protest gegen die Art der Verteilung der Nobelpreise veröffentlicht der norwegische Komponist und Schriftsteller Gerhard Schelderup im „Morgenbladet“. Er schreibt, diese Preise müßten hauptsächlich als Unterstützung für arbeitskräftige Männer oder Frauen ausgeteilt werden, damit sie in Ruhe arbeiten und schaffen können, nicht aber als unnütze Ehrengaben an berühmte Geiste. —

— Martin Zidel übernimmt mit Beginn der nächsten Spielzeit die Direktion des Belle-Alliance-Theaters; er will diese Bühne zu einem volkstümlichen Theater, nach Art des Schiller-Theaters, umgestalten, an zwei Abenden in der Woche sollen Opern gegeben werden. —

— Die erste Sondervorstellung des Berliner Theaters in der kommenden Saison wird Hebbels Fragment „Moloeh“ und Zacharias Werners Schauspiel „Der 24. Februar“ bringen. —

— Von der „Sammlung steirischer Tanzweisen“ (Herausgeber Prof. Dr. J. Pommer) ist zu Beginn des Jahres der erste Band: 444 Tändler und Juchzer aus Steiermark, im Verlage des Wiener Musikverlagshauses erschienen. Der zweite Band soll die Instrumentalmusik des deutschen Steirers, namentlich echte, im Volke selbst entstandene Tanzweisen, enthalten. —

— Eine Abschwächung der Sonnenstrahlung während des vergangenen Winters ist von Professor Dufour zu Laufame nachgewiesen worden. Dieser Physiker untersuchte seit 1896 an jedem hellen Tage die Stärke der Sonnenstrahlung und fand, daß dieselbe niemals so gering gewesen ist, wie in der Zeit vom 2. Dezember 1902 bis März 1903. Sie war um ein Sechstel geringer als durchschnittlich seit 1896. Diese Abnahme ist aber nicht der Sonne selbst zuzuschreiben, sondern einer stärkeren Absorption ihrer Wärmestrahlen in unserer Atmosphäre. Professor Dufour wirft die Frage auf, ob nicht eine Erübung der letzteren durch die Ausbruchstoffe der westindischen Vulkane als Ursache der Erscheinung anzunehmen sei, wie ja auch die Mondfinsternis am 11. April in der außerordentlichen Dunkelheit des verfinsterten Mondes eine Erscheinung dargeboten hat, die nur durch die Annahme befriedigend zu erklären ist, daß die höheren Luftregionen von vulkanischen Ausbruchstoffen erfüllt waren. — („Köln. Ztg.“)